

WENDUNG NACH INNEN? – SO VERSTÖRT die Öffentlichkeit vieler Länder auch war, als sich der Unmut der Jugend gewaltsam zeigte und das Ausmaß der Ablehnung bestehender Wertskalen, Ordnungssysteme und überlieferter Strukturen offenbar wurde, so rasch hat sie sich auch wieder beruhigt. Beruhigt, weil sich herausgestellt hat, daß die Bewegung wenig planende Intelligenz und organisatorische Kohäsion besaß, und weil sich erwies, daß sie durch eine Kombination von Teilkapitulationen oder Polizeieinsatz aufgefangen werden konnte. Zu der zusehenden Beurteilung trägt nicht nur die scheinbare Erfolglosigkeit bei. Den Abbau an Bestürzung fördert auch der Umstand, daß es an verbindlichen Zielen, klar umrissenen Programmen, ja selbst an Grundsatzklärungen fehlt. Der Maßstab war mit anderen Worten derjenige, den man gemeinhin an politische Erscheinungen zu legen gewohnt ist. Die Frage, ob es sich hier um ein Phänomen handelt, das mit dem sozial-politischen Instrumentarium gar nicht ausgelotet werden kann, wurde kaum gestellt, tiefenpsychologische Deutungen nur selten versucht. Schwer erklärbar, aber wiederkehrende Begleitumstände wurden einfach als »Randerscheinung« etikettiert, gewisse destruktive Züge gaben mehr Anlaß zur Schelte als zur analytischen Nachdenklichkeit; selbst dort, wo ein Zusammenhang kaum zu übersehen war, wurde das völlig folgerichtig aus der Diagnose eliminiert, indem man es einfach »paradox« nannte. »Paradox« nennt man es beispielsweise, daß Kinder aus anti-autoritären Institutionen, man denke etwa an Summerhill, häufig seelische Zusammenbrüche erleiden. Diese Kennzeichnung erspart einem in der Tat viele geistige Umstände. Man braucht beispielsweise keine Mühe aufzuwenden, das Wesen der Autorität zu untersuchen oder sich zu fragen, ob Autorität nicht primär Angst bannt, ob in ihr nicht Schutzmechanismen eingebettet sind, die es dem Einzelnen ermöglichen, mit der uralten Bedrängnis fertig zu werden.

Im übrigen ist es auch sicherlich leichter,

dort Bilanz zu ziehen, wo man von konkreten Resultaten ausgehen kann, wo zumindest Programme und Annäherungen an Programme vorliegen. Was aber hat zu geschehen, wenn dies als unzureichend oder gar irreführend erkannt wird? Welches Kriterium soll man hier einführen? Nun gibt es hier eines, von dem man wirklich nicht sagen kann, daß die Vertreter des Protestes selbst nicht immer wieder darauf hingewiesen haben: die Veränderung des Bewußtseins, die im Laufe der Zeit die Veränderung der sozialen Realitäten bewirken wird. Freilich, heute schon zu sagen, wie sich diese Veränderung konkret auswirken wird, mit dieser Forderung würde man jede ernsthafte Analyse überfordern. Es stellt sich sogar bald heraus, daß es auch außerordentlich schwierig ist, etwas einigermaßen Handfestes, Konkretes über das neue Bewußtsein selbst festzuhalten. Im amerikanischen Bereich haben sich beispielsweise in kurzer Folge zwei Autoren an dieser Aufgabe versucht. Charles Reich will in seinem Buch »The greening of America« nachweisen, daß ein drittes Amerikanisches Bewußtsein im Entstehen ist – nach den Pionieren, den liberalen Managern nun die Hippies –, und François Revel behauptet in seinem Werk, daß die Revolution aus Amerika komme. Beiden Autoren fehlt es nicht an Enthusiasmus, sie sind fast als fellow-travellers der Jugendbewegung einzustufen. Versucht man aber, aus ihrem Überschwang die Fakten zu destillieren, so ist das Ergebnis dürftig.

Was bleibt, ist das Wort »revolutionär«, und man sieht davon ab, es allzu scharf zu umreißen. Hatte Chateaubriand in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in London festgehalten: »Revolution ist der Bruch der Geschichte, die Schwelle, die die Zeiten und damit die Vorstellungen, die Sitten, wissenschaftliche Forschungen, die Gesetze, ja selbst Ausdrucksweisen in ein Vorher und Nachher scheidet, die absolut gegensätzlich und augenscheinlich unvereinbar sind«, so ist inzwischen unschwer zu erkennen, daß in jeder Revolution ein Bezugspunkt auf die Vergangenheit enthalten ist:

das Wiederherstellen verlorengegangener Menschenrechte und -würden. Die Vorsilbe *re*, dieselbe wie in Reaktion, dieselbe auch wie in Re-stitution, steht keinesfalls zufällig da. Ernst Bloch hat in seinem Werk über Thomas Münzer etwas festgehalten, das einen tiefen Einblick in die Natur des politischen Menschen gibt. Er schreibt: »Daß die Dinge . . . genau an den Punkt zurückkehren mußten, an dem sie zu der Zeit waren, als die Menschen noch frei innerhalb ihrer freien Gemeinschaft lebten . . ., genau an dem Punkt ist die Revolution eine Rückkehr der Zeit, an dem Punkt, als die Herrschaft den freien und gleichen Menschen zu entgleiten begann . . ., bei der Wiederkehr genau jenes Tages des Anfangs, war das Land in seiner unberührten Frische für alle offen wie eine gemeinsame Wiese . . .«

Fragt man sich, wo jener Punkt der Rückkehr im Bewußtsein der jungen Menschen zu finden ist, so entdeckt man, daß der Bogen in der Tat sehr weit gespannt ist. Man kommt zu einem schwer einzuwendenden Gottes-Kindtum, nicht zu einer religiösen Haltung, aber doch zu der Voraussetzung einer religiösen Haltung. Daß es gelegentlich zu Konkretisierungen dieses Gefühls kommt, ist nicht weiter verwunderlich.

»Revolutionär« also, mit der Einschränkung, daß das Wort instinktiv vergangenheitsbezogen gebraucht wird: mehr Ablehnung des Gegenwärtigen als Projektion in die Zukunft. So erweisen sich auch die wenigen analysierbaren Organisationsformen erkennbar als Variationen bereits versuchter. Die »Großfamilie« stellt etwa, unschwer zu erkennen, eine neue Form der Angstbannung dar, der »gang« gibt sich als militärische Einheit, in der es natürlicherweise zu autoritärem Auftreten kommt. Die Promiskuität, auf die man sich anfänglich oft bezogen hat (wie in der Sowjetunion vor der NEP-Periode Mitte der zwanziger Jahre), spielt dabei keine wesentliche Rolle. Sie ist dasselbe agens wie in der übrigen Gesellschaft. Was dabei auffällt, ist der oft erreichte hohe Grad inneren »Eingestimmt-Seins«, für den ein Teil der Erwachsenen gar kein Gefühl zu besitzen scheint und mit dem es schon im Beat-

Schuppen seinen Anfang nimmt. Wer kennt nicht die Geschichte des Vaters, der versteckt an einer solchen Zusammenkunft teilnahm und dann zu Haus berichtete, all das Gerade, daß es da hoch hergehe, sei einfach Unsinn, die jungen Leutchen machten sich nicht einmal den Hof; sie säßen und stampften und stampften und säßen wieder, es werde wenig gesprochen und sicher noch weniger gedacht. Letzteres mag stimmen, aber es sind gewiß solche Augenblicke der Gemeinsamkeit, einer säkularisierten religiösen Gemeinschaft, wenn man so will, in der nicht Stück für Stück neuer Interpretationen, Wertskalen und Vorstellungen übernommen wird, sondern sozusagen das Ganze auf einmal, in Bausch und Bogen. Was aber ist nun dieses »Ganze auf einmal«, was das, was da in »Bausch und Bogen« übernommen werden soll? Es ist eine bestimmte Haltung, ein bestimmtes Vokabular, eine bestimmte Reaktion, die, hat man sie einmal erlernt, es ermöglicht, »in« zu sein und »in« zu bleiben, auch dann, wenn man für eine Weile den Zusammenhang mit der Gruppe verloren haben sollte. Altmodische Formen der Werbung sind dabei längst aus der Mode gekommen. In einer Gruppe, die das grundsätzliche Sexual-Tabu nicht übernommen hat, genügen wenig auffällige Zeichen von Einigung oder Ablehnung. Die Entdramatisierung des Sexuellen mag den an gewisse Signale Gebundenen befremden; mit Interesselosigkeit darf sie sicherlich nicht verwechselt werden.

Untersucht man, was mit dieser bestimmten Haltung, mit diesem bestimmten Vokabular ausgedrückt werden soll, so gelangt man bald zu einer Neueinschätzung des Begriffes der Arbeit. Galt noch im neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert der Müßiggang als aller Laster Anfang – Karl Marx zitiert im »Kapital« eine Eingabe englischer Eltern, die gegen die Herabsetzung der Kinderarbeit auf elf Stunden Einspruch erhoben, die Kinder kämen in der freien Stunde auf böse Gedanken! –, wurde die Arbeit im Dritten Reich noch einmal erhöht und glorifiziert (»wer sich der Arbeit schämt, gehört nicht zu uns!«), so ist nun die Arbeit

aller Laster, Anpassung und Entfremdung Anfang. Die These, daß wir zuviel arbeiten, daß es eine Fehlsteuerung ist, wenn trotz zunehmender Automation das zu leistende Pensum nicht auf wenige Stunden in der Woche herabgedrückt wird, gewinnt immer mehr an Boden. Der Hinweis, daß die bereits jetzt zusätzlich zur Verfügung stehende Zeit in vielen Fällen nur zur zusätzlichen Arbeit unter ungünstigen Produktionsbedingungen verwendet wird, also im sogenannten »Pfusch«, wird mit dem Hinweis auf die Werbung beantwortet, die eben dauernd neue, überflüssige Bedürfnisse schafft. Nicht immer wird zwischen entfremdender, angemessener oder schöpferischer Tätigkeit genug unterschieden. Die theoretische Kapazität erweist sich auch hier als ungenügend. Die Bewegung des Protestes, in der die Soziologie so stark vertreten ist, zeigt nicht nur eine merkwürdige Scheu vor der Selbstanalyse, es fehlt auch die Bereitschaft, die eigenen Behauptungen theoretisch zu untermauern. Es ist nicht zu leugnen, daß die Jugend mit Elan zu Werk geht, wenn die Aufgaben klar umrissen und sinnvoll sind – ihr Einsatz zur Rettung der Umwelt ist hier das Paradebeispiel. Aber schließlich können nicht alle für die Sanierung der Umwelt tätig sein. Welches Ausmaß an entfremdender Arbeit ist in einer modernen Gesellschaft unumgänglich? Welche Methoden könnten entwickelt werden, entfremdende in nicht-entfremdende Arbeit zu verwandeln? Die moralische Aushöhlung des Arbeitsbegriffes macht dabei zunächst nicht glücklicher. Bereitete früher eine Tätigkeit oft genug über das Relais »treuer Pflichterfüllung« eine gewisse Befriedigung, so steigt nun die Zahl junger Menschen, die an ihre Arbeit mit Widerwillen herangehen, sie schlecht und schleuderhaft ausführen, auch dort, wo es andere in Gefahr bringt, ständig an. In dem vom Klaus Wagenbach Verlag herausgegebenen Rat-schlagbuch für Schüler und Lehrlinge wird Sabotage ziemlich unverhohlen anempfohlen. Die Zusammenfassung solcher Impulse entwickelt sich allmählich zu einem Angriff auf die Leistungsgesellschaft; die grausamen Folgen des Prämiensystems, das in verschie-

denen Formen im Westen wie im Osten in Funktion ist, treten damit immer deutlicher in unser Bewußtsein. Da und dort wird die Meinung vertreten, man könne sich aus solchen Zwängen nur durch Verzicht befreien – den Verzicht auf immer höheren, raffinierteren Konsum – die bewußte Kargheit in der Kleidung junger Menschen bringt das rein optisch zum Ausdruck. Leider ist aber in diesen Dingen mit »blue jeans« nicht viel getan: unvermittelt neben den Verzicht tritt in solchen Gruppen auch der Anspruch nach höheren Leistungen, statt einem »Weniger« wird ein »Mehr« gefordert. Als unlängst in einer Diskussion darauf verwiesen wurde, daß die bestehende Gesellschaft den Anforderungen, die man an das Erziehungswesen (im weitesten Sinn des Wortes) zu stellen habe, nicht gerecht werden könnte, meinte Marcuse gelassen, dann müßte man eine andere Gesellschaft schaffen. Aber was für eine Gesellschaft soll das sein? Werden nicht auch in ihr die Leistungen für Unterricht und Kultur vom Bruttosozialprodukt abgezweigt werden müssen – und wird aus einem schrumpfenden Sozialprodukt, sicher eine Folge der Beendigung des Prämiensystems und der Demontage des Leistungsprinzips, ein höherer Aufwand für die bevorzugten Budgetmittel abgezweigt werden können? Und weiter: funktioniert die Wirtschaft wirklich so, wie es sich die Kinder aus relativ gut situierten Häusern vorstellen? In einem Abbau überflüssigen Luxus', in der Reduktion auf *einen* Wagen, *einen* Fernsehapparat, oder werden nicht vielmehr ganze Gruppen – Neger, Gastarbeiter – sehr rasch unter die Räder kommen unter dem Beifall, ja der Forderung der Majoritätsgruppen?

Ähnliche Bedenken gelten für andere Programmpunkte des »Protestes«: die demokratische Revolution, so die diesbezügliche Lesart, vollziehe sich in zwei Etappen. Wurden in der ersten Etappe die Institutionen demokratisiert, so wird in der zweiten Phase das Leben selbst in all seinen gesellschaftlichen Ausdrucksformen – von der Familie bis zum Betrieb – einer ähnlichen Wandlung unterzogen. Die ältere Generation hat diese Interpretation zum Teil begierig aufgegriffen;

denn sie hat etwas Tröstliches an sich, auch wenn uns manches mißfällt. Hier wird nur das vollendet, was im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert so großartig begonnen worden ist. Das Mißliche an solchen Eingemindungsversuchen aber ist nicht allein, wie eingangs ausgeführt wurde, daß der »Protest« gar keine voll entwickelte politische Bewegung ist. Dazu kommt vielmehr die Frage, ob eine solche Ergänzung und Vollendung – die zweite Phase der demokratischen Revolution – überhaupt möglich ist. Es kann sicherlich nicht bestritten werden, daß es in der westlichen Welt noch immer Enklaven selbstherrlicher Entscheidungen gibt, Regionen autoritärer Entschlüsse, daß auf vielen Gebieten der Prinzipal von einem Teamwork zu ersetzen ist. Aber sind solche Korrekturen, solche Ergänzungen und Abrundungen noch das, worum es geht? Besteht zwischen den demokratischen Institutionen und dem nach vielen Grundsätzen organisierten Leben nicht eine echte Polarität? Gibt es nicht einen Punkt, wo solche Ergänzungen und Abrundungen in eine Radikalität münden müssen, die grundlegende Prinzipien der ersten Phase der demokratischen Revolution aus den Angeln heben werden?

Protest und »bürgerliche Gesellschaft« stellen eng verwobene Prinzipien dar: die Jugendlichen versuchen die bürgerliche Gesellschaft aufzulösen, diese den Jugendprotest produktionsmäßig zu unterwandern. Dort, wo Konsumchancen wahrgenommen werden, gerät die Aktivität der Jugend in den hektischen Sog der älteren Generation, was zur Folge hat, daß die originalen Erscheinungen immer schwieriger zu erkennen sind, daß es zwischen echtem Protest und falschem Protest zu unterscheiden gilt, zwischen Vorfabriziertem und Gewachsenem. Was man dem Protest vorwerfen kann: der emotionale Ansatz, das Fehlen von Programmen, Zielsetzungen, Wünschen und den Methoden zu ihrer Durchführung, die Exaktheit der Diktion und die Genauigkeit der Angaben, das läßt sich mit einiger Sicherheit aus seiner Verursachung ableiten. Dort aber, wo ein neues Lebensgefühl unverkennbar wird – etwa das Bestreben junger Men-

schen nach Formen der Befriedigung, die von der Betriebsamkeit unabhängig sind, etwa die Neigung zum Leben in der Gruppe, die Ruhe und Toleranz, die es da gibt, etwa das schöne Nebeneinander, das oft mit Gleichgültigkeit verwechselt wird, der wortlose Freimut, das Einfügen in den Rhythmus, ein neues, natürliches Körpergefühl, sollte man es ruhig zur Kenntnis nehmen, aufzeichnen, auch das aufzeichnen, was man nicht nachvollziehen kann, vielleicht auch nicht ganz verstehen kann. Denn worum es dabei im Grundsätzlichen geht, das sollte man verstehen: Sich von Aktivität, von Äußerlichkeiten zu distanzieren, Freude zu gewinnen, aus dem Einfachen, Sinnlichen, Wahrnehmbaren.

Stehen wir vor einer neuen Form des Meditativen, das so gänzlich aus unserem Leben gewichen zu sein scheint? Wird sich die Auflehnung zum Schluß nach innen wenden? Wird das Erlebnis aus der Kategorie der Menge gelöst und in die Kategorie der Qualität überführt? Anders ausgedrückt: hat der Zusammenbruch der Schutzmechanismen, das ungehinderte Einströmen von Angst nicht nur zu Zusammenbrüchen, Unordnung, Chaos und Anarchie geführt? Hat es auch eine Katharsis ausgelöst, die vielleicht nicht mehr dieser Generation, aber der nächsten zugute kommen mag? Denn daß der Mensch an einer Wende angelangt ist, scheinen diese Leute wirklich zu spüren. Die Wegwerf- und Überflußgesellschaft, die vaterlose Gesellschaft wird zur verantwortungslosen Gesellschaft Heinz Dietrich Ortliebs und zur Überdruß-Gesellschaft Roland Nietches. Aber während die zugrunde liegende Situation in akademischen Gesprächen längst anerkannt ist, geht das Leben in der gewohnten Weise weiter, lesen die Volkswirtschaftler den Erfolg der Nationalökonomie nach wie vor an der Zuwachsrate ab und orientieren sich die Gewerkschaftsfunktionäre an der Vergrößerung des Sozialproduktes. Das System ist dabei nicht einmal sehr stabil, wie der Streik der englischen Grubenarbeiter unlängst deutlich gemacht hat.

Man mag über den Jugendprotest denken, wie man will – es läßt sich nicht leugnen,

daß sich da etwas Neues zeigt, etwas, das zumindest im Ansatz nach Veränderung, Erneuerung und Umformung strebt. Das, was man ihm vorwirft: daß er keine Lösung weiß, kein geschlossenes politisches oder wirtschaftliches System zur Debatte stellt, sich vielmehr, in die Fuge gedrängt, marxistisch aushilft, ist ihm kaum zum Vorwurf zu machen. Aber es steht hier eine emotionale Grundkraft zur Verfügung, die nicht genutzt wird, weil man sie irrtümlicherweise für eine voll ausgeformte sozialpolitische Bewegung hält. Man wirft ihr vor, daß sie nicht weiß, was sie will, behandelt sie aber so, als wüßte sie eben das.

Janko Musulin

DIESEITS VON BANGOR. – DAS IST noch Festland Wales, aber ganz nahe vor der Isle of Anglesy, dem letzten Vorposten vor der grünen Eire. Was treibt den mündigen Bundesdeutschen dorthin? Er weiß es selbst nicht. Eine hübsche Küste? Ein unsicherer Himmel, eine gerühmte Landschaft oder die Lust an der Zäsur: kärgliche Küche, Verzicht auf Komfort? Das alles kann er sich hinterher fragen und hinterher beantworten. Bevor es losging, wußte er nur zweierlei: daß ihn da ein Quartier erwartet und daß er mit der Reise die Hoffnung verband, für ein paar Wochen keine Deutschen zu sehen.

Eine Flucht vor sich selbst und seinesgleichen, er leugnet es nicht, fügt aber hinzu: Flucht um Distanz zu gewinnen.

Dann bricht man auf, ist zwei oder drei Tage auf der Achse, rollt quer durch die Insel und schon fällt alle Verdrossenheit ab. Es bleibt die Neugier.

Das Dorf, in dem er wohnt, nennt sich Stadt; nicht zu unrecht, denn die alte Fischer-siedlung ist mit dem Stadtzentrum verbunden, von dem vor hundert Jahren nur die Villa der Lady Erskin stand. Das Haus steht heute noch, mächtig und dunkel, aber nicht überlebt wirkend, unterhalb der Woods.

Woods, so knapp gesagt, ist natürlich eine Verkürzung. Genaugenommen heißen sie Pwllychrochan Woods. Um das walisische Epitheton geht es hier nicht, wohl aber ist

zu erwähnen, daß die Massen von Engländern, Schotten und Iren, die Nordwales im Frühsommer überfluten, mit der walisischen Sprache genausoviel oder wenig anfangen können wie unser Bundesbürger. Es ist also auch für sie, die Bürger des Vereinigten Königreiches, dieses Land Fremde, ein fremdes Land mit eigener Geschichte, eigener Sprache und eigener Kultur. Die Waliser sind stolz darauf, nicht nur weil sie Eigenständiges besitzen, sondern weil sie überzeugt sind, daß ihre Kultur und Kunst der der Engländer überlegen ist. England hinkt nach, nicht sie.

Unser Bundesbürger tut sich – wie sollte es anders sein – vom ersten Augenblick an tüchtig um. Nach der alten Weisung: erst erkunden, dann organisieren, verläßt er bei aufgehender Sonne sein Häuschen und beginnt die Inspektion. Main-Street hier, das sind zweimal fünfhundert Meter, geteilt durch einen großen Park. Auf diesem Kilometer stehen, ein paar Meter Seitenstraßen eingeschlossen, zwanzig bis fünfundzwanzig Kirchen, Gebetshäuser und Gemeindezentren. Alle Kirchen, Denominationen und Sekten sind vertreten, jede mit zwei Bauten, eine für Engländer, eine für Waliser; keine der Kirchen ist modern, kein Beton, Glas, Stahl, fast alle im neugotischen Stil, aber gut gehalten. Obgleich sie nicht groß sind, überragen sie doch an Ansehnlichkeit und Würde bei weitem die kaum weniger zahlreichen Banken. Man fragt sich, weshalb eine solche Massierung von Geldinstituten hier fast am Ende des Königreiches. Pflicht zur Demonstration, Repräsentation oder notwendiger Service? Der Service ist sicher eher ein gelegentlicher, das deuten die Größen dieser Bankbauten an: schrebergartenhäuschengroß, mancher Karavan, mancher Autoanhänger übertrifft sie an Umfang; ein Lastkraftwagenzug auf englischen und deutschen Autobahnen ist fast immer größer. Aber ihre Kleinheit fällt nur unserm Deutschen auf, wenn er vergleicht mit den Chrom- und Marmorpalästen zuhause. Die Büdchen drängen sich hier nicht vor, denn die Häuser – zumal die der Hauptstraße im alten Fischerdorf – sind genauso groß wie die Banken, schmal, niedrig, aber nicht ver-